

# Die hellen und die dunklen Seiten des Eigen-Sinns für soziale Kohärenz

Intermediärräume für Integration und Unterstützung

ECKHARD SCHIFFER

**Eigen-Sinn in Verbindung mit Mentalisierungsfähigkeit<sup>1</sup> kann in seiner schöpferischen Ausgestaltung – in unserem Kulturbereich – als Identität stiftendes und damit salutogenes Moment verstanden werden. Die regressive „Trotz-Variante“ des Eigen-Sinns hingegen ist zumindest für ein soziales Kohärenzgefühl unproduktiv.**

**In den so genannten traditionalistisch-agrarisch orientierten Kulturen speist sich das Kohärenzgefühl mehr aus einer überdauernden familiären Verbundenheit – mit familiärem Eigen-Sinn – als aus der individuellen Identität. Hierbei sind allerdings auch – allein schon im Kontext der Migrationsfolgen – Übergangsformen zu berücksichtigen [Keller 2009]. Nachfolgend soll die Entfaltungsweise eines schöpferischen Eigen-Sinnes mit transkultureller Dialog-Fähigkeit skizziert werden.**

**Schlüsselwörter:** Eigen-Sinn und Mentalisierungsfähigkeit, das Fremde, Zusammenspiel, Moment of Meeting, destruktiver Trotz, Familienkohärenz, Kooperation, transkultureller Dialog, soziale Gesundheit

## Eine Alltagsepisode zum schöpferischen Eigen-Sinn

Der kleine Tim ist mit seinen Eltern über zehn Tage zu Besuch bei den Großeltern. Zum Gutenachtrititual gehört, dass der Opa abends die Lieder, die Tim sonst von seinen Eltern vorgesungen bekommt, jetzt auch auf der Flöte vorspielt. Tim hört stets

andächtig zu. Eines Abends signalisiert er nach dem Flötenspiel jedoch nicht – wie sonst zu erwarten gewesen wäre – sein Einverständnis, jetzt ins Bett gebracht zu werden („Ohne zu meckern!“) Vielmehr zerlegt er in Windeseile seine Kugelbahn, fügt mehrere kleine Rohre zu einem längeren Rohr zusammen und stellt sich damit vor den Notenständer. Dann summt er in dieses Rohr die ihm geläufigen Melodieteile von Weihnachtsliedern und bewegt die Finger dazu wie Opa beim Flötenspiel (Bild 1). Nach einigen Takten dreht er sich um, schaut gespannt in die Runde und beginnt zu strahlen, als er die freudigen Gesichter der applaudierenden Zuhörerinnen und Zuhörer sieht.



Bild 1: Erstes spontanes Flötenskonzert: „Best of Christmas Songs“

© E. Schiffer

<sup>1</sup> Mentalisierungsfähigkeit: sich selbst von außen, ein Du von innen betrachten können. Das heißt u. a. ein Du verstehen zu können, das sich von meinen Denkweisen, Wahrnehmungen und Wünschen unterscheidet. Das schließt späterhin auch die selbstkritische Frage mit ein: „Warum denke ich so über den anderen?“ und „Wie nehmen mich die anderen wohl wahr?“

Was sich hier aus dem alltäglichen „Moving along“ des Abendrituals heraus ereignete, entsprach ungefähr dem, was Daniel Stern [Stern et al. 2001] als Abfolge von „Now Moment“ und „Moment of Meeting“ bezeichnet: Eine situationsgebundene Synchronisation der Stimmung und Intentionalität aller Beteiligten lässt den „Now Moment“ entstehen, aus dem heraus sich der „Moment of Meeting“ freisetzen kann. Dieser birgt ein bedeutsames Veränderungspotential. Eben das ermöglichte in der kleinen Episode den Erwachsenen, ihrer Intuition zu folgen, dass es in diesem Augenblick nicht darum ging, die Zeitgrenzen, d. h. die pädagogischen Richtlinien vom Zubettgehen einzuhalten, sondern sich auf das einzulassen, was dem kleinen Tim vorschwebte. Und dessen intrinsische Motivation zu musizieren, fand über diese elterliche Intuition<sup>2</sup> eine entscheidende Bestätigung. Seine weitere musikalische Entwicklung bestätigte das.

Tim fand seinen eigenen Sinn aber nicht nur in der Musik, sondern insgesamt in einer kooperativen spielerisch-schöpferischen Entfaltung und seinen Freundschaften. Er konnte und kann den Eigen-Sinn seiner Spielkameraden kooperativ und kreativ aufnehmen. Zugleich kann er aber – bei Bedarf auch Erwachsenen – beherzt widersprechen.

### Eigen-Sinn und Zusammenspiel

Das Trio, das ich auf einem Waldspielplatz fotografierte – wo es viele Knüppel gab – erinnerte mich in seiner spontanen und zugleich kooperativen Eigen-Sinnigkeit sehr an Tim (Bild 2 – 5)<sup>3</sup>.

Das Trio, das sich vorher noch nicht kannte, spielte spontan vielleicht eine Minute mit durchaus korrespondierenden Rhythmen zusammen. Dann entfernte sich das Mädchen. Es „tanzte aus der Reihe“ – graziös tänzelnd und rhythmisch variationsreich auf seinen Knüppel klopfend. Die „Boy-Group“ begleitete sie mit ihrem „dong, dong, dong“. Als das Mädchen den Fotografen sah, lächelte es diesen an, freute sich fotografiert zu werden und kehrte zu den beiden Jungen zurück, die noch weiter rhythmisch musizierten.

Das Kind der Muslimin schaute zwischendurch zu seiner Mutter. Mit einem freundlichen Lächeln bestätigte diese ihr Kind in den Interaktionen, in die es spontan und voll integriert war. Auf die Frage des Fotografen, ob er die Bilder mit dem gelungenen Spielen für wissenschaftliche Zwecke und für pädagogische Weiterbildung verwenden dürfe, willigte die deutsch sprechende Mutter ebenfalls freundlich lächelnd ein<sup>4</sup>.

2 Die elterliche Intuition ist hier mit großer Wahrscheinlichkeit im Kontext eines transgenerationalen impliziten Beziehungswissens zu verstehen, das in diesem besonderen Moment aktualisiert und vermutlich auch mit seinen aktualisierten Aspekten weiter vermittelt wurde.

3 Die Bilderfolge wurde schon einmal veröffentlicht in: Schiffer, E. (2014): Gibt es (k)eine soziale Salutogenese? Fragen an Aaron Antonovskys Konzeptualisierung des Sence Of Coherence. Der Mensch, Zeitschrift für Salutogenese und anthropologische Medizin. Heft 49, S. 26–35

4 Die muslimische Mutter stand in ca. drei bis vier Meter Entfernung zu ihrem Kind. Nach meinem Eindruck eine Distanz, die sowohl Schutz als auch Gewähren ermöglichte. Die freundlich-zugewandte Reaktion der Mutter auf das Geschehen selbst wie auf meine Frage als – seine Freude nicht verhelender – Fotograf, der das Ganze dann auch noch publik machen könnte, lässt auch seitens der Mutter ein positiv erlebtes „Wahrgenommen- und Mitgenommenwerden“ vermuten. Die Großeltern des einheimischen Jungen saßen ca. 80 Meter entfernt auf einer Bank und schauten interessiert herüber. Von dem Mädchen waren keine Angehörigen zu sehen.



© E. Schiffer

Bild 2: „Peng, Peng“, so zwei Jungen mit ihren „Knüppelgewehren“. „Dong, Dong, Dong“, so das Mädchen am „Schlagzeug“.



© E. Schiffer

Bild 3: Die Jungen machen spontan beim „Dong, Dong, Dong“ mit. Die Kinder kooperieren in einem Trommeldialog, können sich in ihrem jeweiligen Eigen-Rhythmus aufeinander einstellen.



© E. Schiffer

Bild 4: Das Mädchen tanzt zum Rhythmus, die „Boy-Group“ macht den Hintergrund-Sound. Das Kind der Muslimin schaut zu seiner Mama, ob das wohl alles so in Ordnung ist. Die Mama nickt freundlich lächelnd.



© E. Schiffer

Bild 5: „Shooting-Termin“ für die Künstlerin



© E. Schiffer

Bild 6: Es findet eine Begegnung zwischen Matthias und seiner Uroma statt, ...



© E. Schiffer

Bild 7: ... in der beide in Heiterkeit aufeinander eingestimmt sind.

Die begleitenden kurzen Lächeldialoge der Kinder untereinander sind auf den Fotos kaum zu erkennen, obgleich sie sich oftmals wiederholten. Die Kinder waren aber in ihrem und von ihrem Tun zu bewegt, als dass diese Lächeldialoge vom Fotografen hätten „festgehalten“ werden können. Was die Dialoge signalisieren, mag sinngemäß so zu verstehen gewesen sein: „Schön, dass wir uns hier treffen und so viel Spaß zusammen haben!“ Im Umkehrschluss hätte es heißen können: „Alleine hätten wir nicht soviel Freude an unserem ‚Dong, dong, dong‘ gehabt. Gut, dass es uns zusammen gibt!“



© E. Schiffer

Bild 8: Matthias nimmt sein Taschentuch, knuddelt es zusammen und versteckt beide Hände hinter dem Rücken. Die Uroma muss raten, in welcher Hand das Taschentuch ist.

## Eigen-Sinn und Fairplay

Ein Eigen-Rhythmus als eine Art Vorläufer des Eigen-Sinns zeigt sich schon früh in den Lächelspielen: „Im dritten bis sechsten Lebensmonat folgt die Einstimmung im Spiel von Angesicht zu Angesicht. Es ist die Zeit der Lächelspiele, bei denen sich normalerweise die Augen der beiden in einem vom Kind bestimmten Rhythmus treffen (...). Die Körpermotorik von Kind und Bezugsperson stellt sich aufeinander ein, so dass von einem „gemeinsamen Tanz“ gesprochen wird.“ [Milch 2000, Hervorhebung E.S.]. Und im Hinblick auf das melodiose Lallen, Brabbeln und Summen könnte man von einem fröhlichen Duett sprechen [Braten 2011].

Für unsere – im weitesten Sinne des Wortes – westlichen Kulturen gilt als Ideal nun Folgendes: Auch in dem Austausch von Bewegungen und Klängen in den frühen Lächelspielen nimmt die Bezugsperson den Eigenrhythmus des Kindes auf, wiederholt diesen zunächst und macht ihn dann auch zur Grundlage ihrer eigenen Variationen. Wenn zu dem Rhythmus des Kindes eine längere Spielpause gehört, wird auch diese respektiert. Auf diese Weise kann der Eigen-Sinn und Eigen-Rhythmus des Kindes mit seinem sozialen Gedächtnis der Liebe verknüpft werden. Dies ermöglicht vermutlich dem Kind späterhin auch den Eigen-Sinn und Eigen-Rhythmus anderer wahrzunehmen und zu respektieren. Denken wir an das Beispiel unserer Rhythmus-Gruppe: Über ihre vitalen Ausdrucksformen schafften die Kinder spontan eine Gemeinsamkeit mit wechselseitiger Wertschätzung im Begegnungsmoment. Die Kinder machten dabei eine fabelhafte Erfahrung, nämlich die Vereinbarkeit von Eigen-Sinn und schöpferischer Kooperativität. Es entfaltete sich zugleich über die vorgängigen je eigenen Bindungserfahrungen der Kinder hinaus eine Intersubjektivität, die für Selbstwertgefühl und Identität sowie die Sicherheit, in dieser Welt nicht allein dazustehen, sehr wahrscheinlich von großer Bedeutung ist. Ebenso auch für die Fähigkeit, spontan die Autonomie, das heißt u. a. den Eigen-Rhythmus und Eigen-Sinn eines Du verstehend erfassen und darauf antworten zu können, d. h. kooperativ in einen sprachlichen bzw. auch nicht-sprachlichen Dialog zu treten. Das ist zugleich auch die Grundlage des Fairplay: nämlich den anderen in seinen je eigenen Entfaltungsweisen erfahren und dabei gelten lassen können.

## Ein weiteres Zusammenspiel: Matthias spielt mit seiner Urgroßmutter

Matthias, fünf Jahre alt, ist zu Besuch bei seinen Großeltern. Die Oma möchte mit Matthias die Urgroßmutter im Pflegeheim besuchen. Matthias überlegt sich spontan, ob und wie er mit der Uroma etwas spielen könnte. Das ist aber gar nicht so einfach, denn die Uroma ist rechtsseitig gelähmt. „Ich nehm‘ zu der Uroma meine Steckringe mit“, sagt Matthias. „Mit denen kann man auch nur mit einer Hand einen Turm bauen, wenn ich den Spieß unten festhalte.“ Matthias nimmt sich aus der Küchenschublade einen Bratenspieß und sammelt seine Steckringe zusammen. Wie

die Bilder 6 und 7 zeigen, gelingt es der Uroma bestens im gemeinsamen Spielen einen Turm zu bauen.

Es findet eine Begegnung zwischen Matthias und seiner Urgroßmutter statt, in der beide in Heiterkeit aufeinander eingestimmt sind. Die Uroma zeigt trotz ihrer Behinderung große Freude im gemeinsamen Spielen zusammen mit Matthias. Und Matthias freut sich, dass seine Spielidee „so prima“ von der Uroma aufgegriffen werden kann. Aus dem zusammen Spielen wird ein Zusammenspiel, in dem eine freudige Begegnung stattfindet. Auch hier könnte man auch von einem „Moment of Meeting“, d. h. „Augenblick der Begegnung“ sprechen [Stern et al 2001].

Wenn solche Momente im gemeinsamen Spielen auftauchen, verändert sich etwas über den Augenblick hinaus. Unter anderem auch das unausgesprochene Wissen, dass die Entfaltung meines Mitspielers gleichfalls für meine eigene gelingende Entfaltung bedeutsam ist. Diese Begegnung in den Freiräumen des Spiels geht mit einer verstärkten, freundlich gestimmten wechselseitigen Wahrnehmung der Akteure einher. In Gedächtnisstrukturen, die man als ein psychosoziales „Gedächtnis der Liebe“ [Schiffer 2013] bezeichnen könnte, werden die Erfahrungen im Zusammenspiel von den frühen Lächeldialogen an gespeichert. Aus der Gemeinsamkeit dieses Veränderungsprozesses im Zusammenspiel kann eine hilfreiche oder, wenn man sie so nennen will, eine salutogene Gemeinschaft mit einem starken sozialen Kohärenzgefühl entstehen. In solch einer Gemeinschaft kann im Idealfall auch die Unterschiedlichkeit von Lebensjahren, Lebenswelten und Kulturen gut aufgehoben sein.

Eineinhalb Jahre später besucht Matthias seine Uroma erneut. Deren Alterungsprozess ist mittlerweile weiter fortgeschritten, dennoch erkennt sie Matthias sofort und lächelt, als er sie fragt: „Oma, wollen wir was zusammen spielen?!“ Das Spiel ist diesmal etwas einfacher. Matthias nimmt sein Taschentuch, knüddelt es zusammen, zeigt es der Uroma und sagt: „Ich verstecke jetzt das Taschentuch hinter meinem Rücken in einer Hand und du musst raten, in welcher Hand es ist.“ Die Uroma macht mit und freut sich jedes Mal, wenn sie auf die richtige Hand gezeigt hat (Bild 8). Spontan äußert Matthias nach dem Spielen den Wunsch, die Uroma auch im Rollstuhl schieben zu dürfen. Die Uroma willigt freundlich lächelnd ein.

Es gibt nun verschiedene Erscheinungsformen des Zusammenspiels. Beim Fußball oder Schachturnier ist es mehr ergebnisorientiert. Bei der frühen Begegnung zwischen Kind und Mutter/Bezugsperson stehen im Spiel-Prozess die Begegnung und die damit einhergehende Wahrnehmung sowie deren Bedeutungsvermittlung im Vordergrund.

Kind und Bezugsperson begegnen sich in wechselseitiger Wahrnehmung schon früh in den Lächeldialogen bzw. den damit bald einhergehenden Lächelspielen. Und zwar – wie schon erwähnt – „im Duett singend“ [Braten 2011] und in einem Bewegungsspiel, das man auch als „Ausdruckstanz“ [Milch 2000] bezeichnen könnte – so die Ergebnisse der Säuglingsforschung. Ein solches Zusammenspiel ist beim Kind wie auch bei dessen Bezugsperson mit großer Freude verbunden. Die körperliche Entsprechung dieses Erlebens geht bei allen an diesem Spiel aktiv Beteiligten mit einer starken Oxytocin-Ausschüttung einher. Ähnliches ereignet sich ebenfalls bei den Zuschauenden, allerdings in verminderter Intensität. In Worte gefasst könnte die wechselseitige Botschaft, die dabei ausgetauscht wird, heißen: „Ich seh’ dich, das freut mich.“

Eine solche Begegnungsweise stellt wohl in allen Kulturen die Urform des Zusammenspiels dar. Deswegen kann auch das Zusammenspiel von Menschen unterschiedlicher Kulturen spontan gelingen (Bild 9 – 10).

Matthias konnte mit seinen bald fünf Jahren die motorischen und kognitiven Entfaltungsmöglichkeiten bzw. Einschränkungen seiner Urgroßmutter für ihr beider Zusammenspiel bereits sprachlich erfassen. Dieses Zusammenspiel war also auch Ausdruck seiner in diesem Alter sich entfaltenden Mentalisierungsfähigkeit. Diese kann m. E. neben

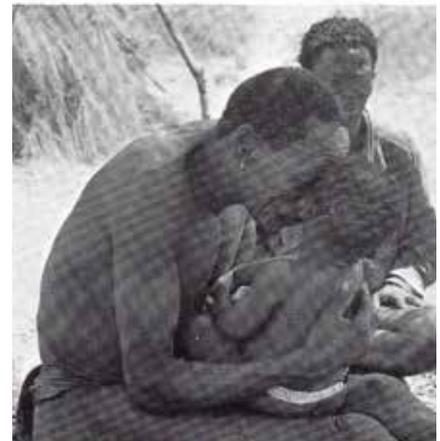
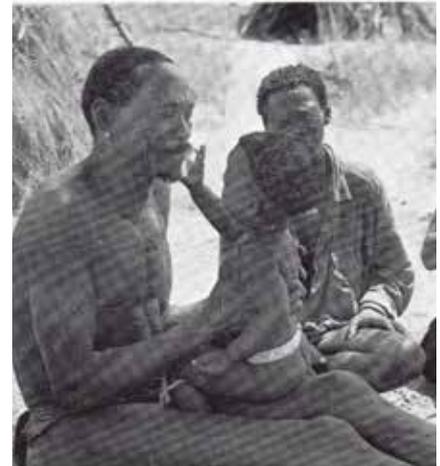


Bild 9: Lächelspiele als anthropologische Konstante: Eine solche Begegnungsweise stellt wohl in allen Kulturen ...



Bild 10: ... die Urform des Zusammenspiels dar.

Quelle: Irenäus Eibl-Eibesfeld (1972): Die IkoBuschmann-Gesellschaft. Gruppenbindung und Aggressionskontrolle bei einem Jäger- und Sammlervolk. München: Piper

© E. Schiffer

der Empathie und Kooperationsfähigkeit als ein wesentliches Kriterium sozialer Gesundheit verstanden werden [Schiffer 2014].

Wenn die in unserer Kultur für unser Kohärenzgefühl so bedeutsame individuelle Autonomie mit verinnerlichten feinfühligem Bindungserfahrungen sowie mentalisierender Intersubjektivität einhergeht, kann das Autonomiestreben mit seinem Eigen-Sinn auch in die Begegnung mit einem DU aus anderen Lebensräumen und Kulturen einfühlsam und hineindenkend eingebunden werden. Speist sich hingegen das Autonomiestreben vorrangig aus einer basalen Trothaltung, mündet der Dialog oft in wechselseitiger Ablehnung oder in einem Kampfspiel. Diese Trothaltung kann sich einstellen, wenn Kinder zu oft in ihren Freiräumen des Spielens, den Intermediärräumen [Schiffer 2013 u. 2014], genötigt werden, sich einem fremden Eigen-Sinn zu unterwerfen. Das kann zum Beispiel durch explizit oder implizit vermittelte überzogene Leistungs- und Perfektionserwartungen „kompetenzorientierter“ Eltern geschehen. Dann zählt bei dem Spielen weniger das Tun selbst, nämlich der Spielprozess mit seinen Begegnungen unter der Erkennungsmelodie der Lächelspiele, sondern vorrangig nur das bewertbare Ergebnis, der Erfolg, der Sieg unter „Ausschaltung“ der Mitspieler.

### Falldarstellung: Spielen mit Wiebke

Im Leben meiner Patientin Wiebke lief es leider zunächst so: Wiebke war an einer Magersucht erkrankt<sup>5</sup>. Als Wiebke mir das erste Mal mit ihren knapp 20 Jahren gegenüber saß und ich sie fragte, was für sie in ihrem Leben wichtig sei, wovon sie träumen und worauf sie hoffen könne, sah sie mich nur erstaunt an und antwortete dann nach reiflicher Überlegung: „In meinem Beruf erfolgreich sein.“

Mit dem Erfolg hatte Wiebke schon so ihre Erfahrungen gemacht. Wiebke war als Kind ungeschickt. Vieles lief bei ihr schlechter und verzögerter ab als bei den anderen Kindergarten-Kindern. Ich nehme an, dass die Eltern sich schon ihre Sorgen zu ihrem Kind gemacht hatten, bis es sich dann in einem Alter von drei oder vier Jahren zeigte, dass Wiebke musikalisch sehr begabt war. Sie hat dann nur noch gespielt – auf ihren Instrumenten: Geige, Flöte, Klavier, dazu Ballettunterricht. Für ein Spielen im Sinne eines kindlichen Spielens war keine Zeit mehr. Wiebke machte Karriere. Sie gewann Jugendwettbewerbe und den Platz an der ersten Geige im Jugendorchester, um den sie zusammen mit ihrer Freundin konkurriert hatte.

Als sie dann mit knapp achtzehn Jahren an der Hochschule nicht die Noten bekommt, die sie erwartet hatte, sondern etwas darunter (weil sie zu „mechanisch“ gespielt habe), wirft sie ihre Instrumente in die Ecke, steigt aus ihrer Musikerinkarriere aus und wendet sich erfolgreich einem anderen Beruf zu. Wenig später manifestieren sich bei ihr die ersten Symptome der Magersucht.

In unserem therapeutischen „Moving along“ gibt es gleich zu Beginn einige Brüche. Auf meinen – sinn gemäßen – Vorschlag, das zu erzählen, was ihr durch den Kopf gehe, äußert Wiebke wiederholt die Frage, was ihr denn durch den Kopf gehen solle. In meiner inneren Anschauung sehe ich ein trotzig-eigensinniges kleines Mädchen vor den Noten sitzen, das fragt, welches Stück es denn nun schon wieder vor- bzw. nachspielen solle. Mir fällt auch das Kind ein, das kaum spontan hat spielen können. Intuitiv schlage ich eine Änderung des Setting vor. Nämlich, dass wir heute nicht nur miteinander reden, sondern auch miteinander spielen könnten. Ziemliches Erstaunen und fragende Blicke: „Hier spielen...?“ „Jawohl...!“ Ich räume meinen Schreibtisch frei und packe drei Meter lang das Krepp-Papier drauf, das ich sonst als Unterlage für meine Untersuchungs liege verwende. Dann drücke ich Wiebke ein Stück weicher Holzkohle in die Hand... „Hier, das Papier schwärzen Sie erstmal so gut es geht ein. Danach können wir ja gemeinsam mit einem Radierstift die Linien und Flächen nachzeichnen, die sich durch das ungleichmäßige Einschwärzen ergeben haben. Sie an der, ich an der anderen Ecke.“ „Sie spielen mit?“ „Ja!“

Im gemeinsamen Spielen hat sich dann tatsächlich ein Zusammenspiel ergeben, aus dem heraus sich bald ein erstes fabelhaftes „Now Moment“ entwickelte. Wiebke schaute sich ihr zweites oder drittes Produkt an, sah

mich an und ein Lächeln huschte über ihr sonst so vertrocknetes und versteinertes Gesicht. Sie kicherte und sagte: „Herr Doktor, das Bild sieht ja aus wie Ihre Füße...“ (Bild 11). Ich wäre vor Überraschung „fast aus den Sandalen gekippt“, soviel Spontaneität, Witz und dann noch die Bereitschaft mit mir etwas zu flirten, hätte ich wohl kaum erwarten können. Indem ich auf meine Sandalen bzw. Füße schaue, sage ich: „Das haben Sie ja fabelhaft erkannt.“ Innerlich freute ich mich mächtig.

Wir beide hatten dann eine andere Beziehung zueinander... Auch der weitere Verlauf mit seinen „Now Moments“ war sehr ermutigend [Schiffer 2008]<sup>6</sup>. Ihrem letzten Bild gab Wiebke den Titel „Der abgestorbene Teil des Baumes, der wieder durchgrünt, im Feuersturm“ (Bild 12). Dieses Bild symbolisierte das implizite Wissen um ihre Leidensgeschichte, so auch das Wissen, dass ihr schöpferischer Eigen-Sinn fast vertrocknet und im Feuersturm der Anorexie verbrannt wäre.

Über das prozessorientierte, spontane schöpferisch-spielerische Handeln in der Therapie – mit der Möglichkeit, Affekte und Sinneseindrücke einschließlich des Bewegungsinnes z. B. beim Tanzen zusammenzubringen – eignete sich Wiebke lebendige und vielfältige Ausdrucksformen an. Dieser Prozess ging in Ansätzen auch mit einem veränderten Körpergefühl einher. Sie

Im gemeinsamen Spielen hat sich ... ein Zusammenspiel ergeben, aus dem heraus sich bald ein erstes fabelhaftes „Now Moment“ entwickelte.

<sup>5</sup> Um die Patientin zu schützen, wurden unbeschadet des Bemühens um Plausibilität sensible Daten und Kontexte gestrichen.

<sup>6</sup> „Moments of Meeting“ in engerem Sinne Sterns sind aber eher die „Highlights“ als die Regel.

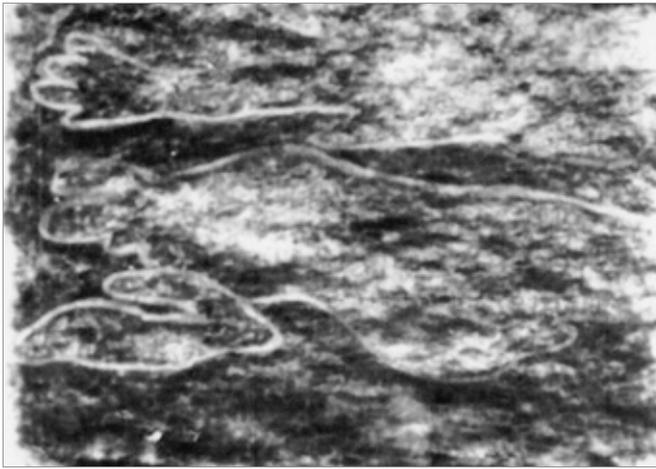


Bild 11: „Füße“

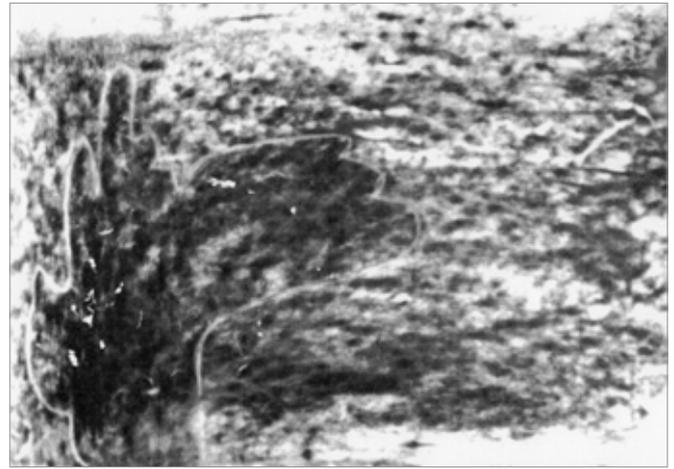


Bild 12: „Der abgestorbene Teil des Baumes, der wieder durchgrünt, im Feuersturm.“

konnte ihren destruktiven Eigen-Sinn in Form eines destruktiven Trotzes überwinden und vieles vordem Verweigertes – mitunter nahezu lyrisch – zur Sprache bringen.

So konnte sie sich erfolgreich aus der Sklaverei des – aus der elterlichen Sorge um ihre „Lebenstüchtigkeit“ entstandenen – zwanghaften Leistungsintrojektes befreien und zu ihrem eigenen dialogfähigen Eigen-Sinn finden<sup>7</sup>.

Rainer Maria Rilke blieb dabei leider auf halbem Weg stecken. Er war ein ungewöhnlich schöpferischer Mensch und zugleich sehr eigensinnig – ein mitunter garstiger Ehemann, Vater und Zeitgenosse, verbissen-trotzig, selten fröhlich und nur an dem interessiert, was sich auf seine Lyrik bezog<sup>8</sup>.

Sein Schicksal war wohl ein transgenerationales Größeninjekt, das von seiner hochehrgeizigen Mutter an ihn weitergereicht worden war und ihn gefangen hielt. In etlichen seiner Gedichte schimmert die Trauer über den damit einhergehenden Verlust an Freiheit und Lebensfreude auf. Freudige Augenblicke der intersubjektiven Begegnung fanden kaum statt. Das vermittelt sehr eindringlich sein Gedicht „Der Panther“ (Kasten S. 16). Rilke starb 1926 mit 51 Jahren an einer Leukämie. Sinn für soziale Kohärenz war ihm wohl eher fremd. Aus dem Käfig seines weitgehend dialogunfähigen Eigen-Sinnes konnte er sich nicht befreien. Soziale Gesundheit auf dem Boden einer sozialen Komponente seines Kohärenzgefühles war ihm wohl kaum zu Eigen.

Im Hinblick auf Eigen-Sinn und soziale Kohärenz bzw. soziale Gesundheit beschäftigen uns derzeit in den meisten Ländern Europas zwei hochbedeutsame gesellschaftliche Aufgaben. Nämlich:

- Zunehmend seit ungefähr dreißig Jahren aufgrund der Veränderung der so genannten Alterspyramide die damit einhergehende vermehrte Pflege- und Versorgungsbedürftigkeit alter

Menschen, das heißt in diesem Kontext auch deren Integration.

- Akut seit 2013 die Flüchtlinge, die in großer Zahl insbesondere vor den kriegerischen Konflikten im Nahen und Mittleren Osten sowie einigen Ländern Afrikas – von dort auch aufgrund wirtschaftlicher Katastrophen und Hungersnöte – zu uns fliehen. Auch bei den Flüchtlingen geht es wie bei unseren alten Menschen um Integration.

In dem Wort Integration steckt das lateinische Eigenschaftswort „integer“ mit seinen Übersetzungsmöglichkeiten u. a. „unverletzt“, „unversehrt“, „ungeschwächt“ und auch „ungeschmälert“ [Petschenig 1961]: Damit ist ein Ziel angesprochen, das ausgehend von dem Salutogenese-Modell, als soziale Gesundheit bezeichnet werden kann. Auf dem Wege zu diesem Ziel geht es in den Begegnungen auch um die akzeptierende Wahrnehmung des Fremden einschließlich eines fremden Eigen-Sinns. Hilfreich kann dabei für uns das aus unseren bisherigen eigenen Erfahrungen heraus und in seinen Sinn-Zusammenhängen späterhin meist implizit Vertraute sein. Denn, ohne dass wir später eine explizite bewusste Erinnerung daran hätten, sind wir alle solch einen Weg der Wahrnehmung von Fremdem schon einmal gegangen. Nämlich unmittelbar im Anschluss an unsere Geburt: Das einzige, was uns vertraut war, war das mit dem Fruchtwasser vermittelte Aroma unserer Mutter sowie deren Körperfunktionsgeräusche und Stimme. Wenn wir Glück hatten, konnten wir auch die Stimme des Vaters oder z.B. der Großmutter als vertraut erkennen. Alles andere war uns fremd. Im Spiegel der Lächeldialoge und Lächelspiele mit unseren frühen Bezugspersonen konnten wir dann aber das Fremde integrieren<sup>9</sup>. An diesen frühen Prozess, über den sich zugleich auch ein psychosoziales „Gedächtnis der Liebe“ entfalten konnte, können wir immer wieder anknüpfen. Das kann auch – wie in dem Spiel von Matthias und seiner Urgroßmutter – eine hilfreiche Möglichkeit in der Begegnung mit

7 In einer breit angelegten Untersuchung zum Therapieverlauf von weiblichen und männlichen Magersuchtpatienten aus dem Jahre 1989 von Deter et al. heißt es: „Testpsychologisch konnten ... folgende Beziehungen festgestellt werden: Je kränker die Patienten ... einzustufen sind, ... umso leistungsorientierter sind sie und umso mehr haben sie eine Abneigung gegen Spielereien. (...) Jetzt gesündete frühere Anorexie-Patienten zeigen eine intensive Vorliebe für Spiel und Technik im Vergleich zu den noch stärker Kranken

8 S.a. hierzu Modick, K. (2015): Konzert ohne Dichter, Köln: Kiepenheuer & Witsch. In diesem Roman wird – mit schriftstellerischer Freiheit – die Verfasstheit Rilkes brillant dargestellt.

9 Sofern das Fremde nicht eine bestimmte Reizintensität überschritt oder die Bezugspersonen selber keine inadäquaten Ängste vor „Fremdem“ hatten

## Der Panther

Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe  
so müd geworden, dass er nichts mehr hält.  
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe  
Und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,  
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,  
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,  
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille  
sich lautlos auf –. Dann geht ein Bild hinein,  
geht durch der Glieder angespannten Stille –  
und hört im Herzen auf zu sein.

*Rainer Maria Rilke*

dem ggf. zunehmenden Eigen-Sinn alter Menschen darstellen. Ähnliches können wir – erinnert sei an die fabelhafte Kooperation des Trommel-Trios – für Begegnungen mit Menschen aus den so genannten traditionalistisch-agrarisch orientierten Kulturen annehmen.

In diesen Kulturen speist sich das Kohärenzgefühl eher aus der überdauernden familiären Verbundenheit als – wie bei uns – aus der eigenen Autonomie auf der Grundlage von verinnerlichten guten Bindungserfahrungen. Auch steht in den traditionalistisch-agrarischen Kulturen im Unterschied zu unserer Kultur mehr der unmittelbare Körperkontakt und weniger der Blickdialog mit dem „Gegenüber“ im Vordergrund. Ein intensiver Blick-Kontakt zwischen Erwachsenen, der bei uns meist Aufmerksamkeit signalisiert, kann in diesem Kulturbereich auch als aufdringlich empfunden werden.

Im Vokaldialog ist bei kamerunischen Müttern beim Tragen des Kindes die „rhythmische Wiederholung ein wichtiges Element (...) Mütter synchronisieren das Baby im Rhythmus der Vokalisationen. So verwischen sie die Ich-Grenzen und stellen eine soziale, symbiotische Struktur her“. [Keller 2009, S. 109]

## Die Bedeutung der Familie in traditionalistisch-agrarischen Kulturen

Die Kinder, so H. Keller [2009], sind immer dabei. Auch bei der Haus- oder Feldarbeit: Auf dem Schoß der Mutter, der Geschwister, Tanten, Nachbarinnen... Die Mehrzahl einjähriger Kinder zeigt dabei durchweg einen gleichmütigen Gesichtsausdruck und hat einen abfallenden Cortisol-Spiegel, auch wenn eine fremde Frau zunächst aus Distanz Kontakt mit dem Kind aufnimmt und dann das Kind auf den Arm nimmt, sofern die Mutter sich in der Nähe

befindet. In den westlichen Kulturen findet sich ein abfallender Cortisol-Spiegel ebenfalls im Kontext einer mit Urvertrauen einhergehenden sicheren Bindung.

Eibl-Eibesfeld [1972] beschreibt allerdings für die südafrikanische !Ko-Bushman-Gesellschaft, dass deren Kinder bei großer Angst sogar vom Schoß der geliebten Großmutter zu der Mutter als primären Bindungsperson flüchten. Diese Interaktion [Eibl-Eibesfeld 1972, S. 47] entspräche eher einem sicheren Gebundensein in unserer „westlichen“ Kultur. Eibl-Eibesfeld beruft sich in dem Zusammenhang auch auf J. Bowlby [1969], den Nestor der „westlichen“ Bindungsforschung<sup>10</sup>.

Die Familie ist nach Eibl-Eibesfeld aber auch in der !Ko-Bushman-Gesellschaft offensichtlich wesentliche Ressource für das familiäre Kohärenzgefühl<sup>11</sup>. Zugleich kommt den Buschmann-Gruppen („Horden“), die aus mehreren Familien bestehen, ein transfamiliäres Kohärenzgefühl zu, das sich aus der Gruppengeselligkeit speist. Hier spielen die Kleinkinder,

„und zwar Säuglinge und Krabber vor allem die Frauen und etwas älteren Kinder, die immer wieder den Kontakt mit den Kleinsten suchten. „Sie holen sich die Babies von den Müttern, Herzen sie und oft wandert ein Kind über eine Kette von Personen, ehe es wieder zur Mutter zurückkommt.“ Dabei darf ein Säug-

ling durchaus auch an der Brust einer fremden Mutter saugen – auch wenn das leibliche Kind damit nicht immer spontan einverstanden ist. Die Kinder „lernen das Teilen, das im Leben der Buschleute eine so große Rolle spielt, bereits an der mütterlichen Brust. Das kleine Kind trägt durch die freundliche Aufmerksamkeit, die es allseits erweckt, entscheidend zum Zusammenhalt der Gruppe bei.“ [Eibl-Eibesfeld S. 38 u. 40, Hervorhebung E. S.] Auch zunächst fremde Besucher können alsbald in dieses Geschehen einbezogen werden. Und „die Alten“ sind sowieso immer aktiv dabei. Sie sind nicht allein. Es ist augenscheinlich der Zauber der Lächelspiele, der all das ermöglicht.

„Ich seh` Dich, das freut mich!“ Dieser wechselseitigen Wahrnehmungsweise ist ein heilsames Moment inhärent. Denn das daraus resultierende transfamiliäre Gruppenkohärenzgefühl stärkt auch das Kohärenzgefühl des Einzelnen.

Zusammengefasst ergibt sich nach Keller [2009] in Unterscheidung zu den o. g. „westlichen“ Begegnungsmodalitäten in der von ihr untersuchten traditionalistisch-agrarischen Kultur folgendes Beziehungskonzept:

- Betonung der Gemeinschaft, weniger der Individualität. Selbstzurücknahme gilt späterhin als Zeichen der Weisheit.

<sup>10</sup> Ein Messen des Cortisolspiegels in dieser Interaktion war Eibl-Eibesfeld seinerzeit freilich noch nicht möglich.

<sup>11</sup> Eibl-Eibesfeld beschreibt Verfasstheiten, die wir heute mit „Kohärenzgefühl“ bezeichnen würden.

- Die Mutter weiß, was für das Kind gut ist und setzt es unmittelbar um .
- Der spontane affektive Ausdruck, z.B. Weinen, Lachen, Schreien wird weniger gefördert, sondern eher einer sozialen Kontrolle unterworfen (Stille als Schutz bei feindlichen Angriffen).

Wie Eibl-Eibesfeld allerdings am Beispiel der !Ko-Bushmanngesellschaft aufgezeigt wird, in dieser Gesellschaft der freundliche spontane affektive Ausdruck des Kindes durchaus gefördert.

Bei Menschen mit einem „Migrationshintergrund“ muss man nun auch – Heidi Keller [2009] folgend – „Mischverfasstheiten“<sup>12</sup> annehmen. Da in Deutschland ca. sechzehn Millionen Menschen, das sind fast zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung, einen solchen Migrationshintergrund<sup>13</sup> haben, müssen wir bei Hilfestellungen beide Sozialisationsformen berücksichtigen – jeweils in „Reinkultur“ und als Mischform. Das gilt auch aktuell für Flüchtlingsfamilien<sup>14</sup>.

## Begegnungen in Intermediärräumen

Am ehesten gelingen Integration und Hilfe – auch für traumatisierte Kinder – durch spielerisch-schöpferische Begegnungen in Intermediärräumen<sup>15</sup> in Fortsetzung der Begegnungsweisen in Lächelspielen. In diesem Zusammenhang sei folgender Hinweis von Eibl-Eibesfeld zitiert: „Eigene Kultur vergleichende Beobachtungen (...) beweisen die Existenz von Universalien in der Motorik der Mimik und Gestik“ [Eibl-Eibesfeld 1972, S. 12]. Intermediärräume können in diesem Zusammenhang auch eine versöhnliche Kommunikation der Kulturen ermöglichen [Schiffer 2014].

Die drei Kinder, die sich intermediär auf dem Spielplatz trafen, hatten sich vorher noch nie gesehen. Trotzdem gelang ihnen ein fabelhaftes Zusammenspiel. Wir können vermuten, dass sie mit ihrem schöpferischen und dialogfähigen Eigen-Sinn auch einen starken Sinn für soziale Kohärenz entwickeln werden. □

## Literatur

- Bowlby, J. (1969): Attachment and Loss. The Int. Psychoanal. Library 79, London: Hogarth Press
- Braten, S. (2011): Intersubjektive Partizipation: Bewegungen des virtuellen Anderen bei Säuglingen und Erwachsenen. In: *Psyche – Z Psychoanal* 65 (9-10), S. 832 – 861
- Deter, H.-C. et al. (1989): Differenzierung der Langzeitwirkung einer stationären psychosomatischen Therapie von Anorexi- nervosa-Patienten, *Zsch. Psychosom. Med.* 35, S. 69
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1972): Die !KoBuschmann-Gesellschaft. Gruppenbindung und Aggressionskontrolle bei einem Jäger- und Sammlervolk. München: Piper
- Keller, H. (2009): Die Rolle positiver Emotionen in der frühen Sozialisation. Eine Kultur vergleichende Analyse. *Psychotherapeut* Bd. 54, Heft 2
- Milch, W. (2000): Kleinkindforschung und psychosomatische Störungen In: *Psychotherapeut* 45 (1), S.18 – 24
- Modick, K. (2015): Konzert ohne Dichter, Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Petschenig, M. (1961): Der kleine Stowasser. München: G. Freytag Verlag
- Schiffer, E. (2008): Warum Tausendfüßler keine Vorschriften brauchen. Intuition: Wege aus einer normierten Lebenswelt. Weinheim und Basel: Beltz; (Moments of Meeting in engerem Sinne Sterns sind aber vermutlich eher die „high lights“ als die Regel.)
- Schiffer, E. (2013, sechste erweiterte Auflage): Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfandung. Weilheim u. Basel: Beltz S. 73 ff
- Schiffer, E. (2014): Gibt es (keine) soziale Salutogenese? Fragen an Aaron Antonovskys Konzeptualisierung des Sense Of Coherence. *Der Mensch, Zeitschrift für Salutogenese und anthropologische Medizin.* Heft 3, S. 26–35
- Stern, D. N. et al. (2001): Die Rolle des für die psychotherapeutische Behandlung Erwachsener. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 51, S. 147 – 152.
- Winnicott, D.W. (1979): Vom Spiel zur Kreativität. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Zulliger, H.(1979): Heilende Kräfte im kindlichen Spiel. Fischer, Frankfurt/M.

## Eckhard Schiffer

... Dr. med., geb. 1944, Studium der Medizin und Philosophie (Schwerpunkt Ästhetik), Facharzt für Nervenheilkunde, Psychosomatische Medizin und Psychotherapie. Bis 2009 über 30 Jahre Aufbau und Leitung der Abteilung für Psychosomatische Medizin mit Familientherapeutischem Zentrum am Christlichen Krankenhaus Quakenbrück, einem Allgemeinkrankenhaus mit Schwerpunktversorgung. Gemeinsame Aufsatz- und Buchpublikationen zusammen mit Ehefrau Heidrun Schiffer, Grundschullehrerin mit besonderem Interesse am Kunstunterricht und an salutogenetischen Möglichkeiten in schulischen Intermediärräumen.



Quelle: Autor

### Arbeits- und Publikationsschwerpunkte:

Das Zusammenwirken von Prävention und Salutogenese. Spiel und Dialog als gesundheitsförderliche Intermediärräume insbesondere für Lebensfreude und „LernGesundheit“. Schwangerschaft und Salutogenese. Baby-Wahrnehmung („baby-watching“) in Kindergarten und Grundschule als Verfahren zur Aggressionsminderung und Empathieförderung. Wahrnehmung und Darstellung (ästhetisch-mimetische Prozesse) in päd. und psychosomatischen Feldern der Prävention und Salutogenese. Das implizite Beziehungswissen als soziokulturelles Gedächtnis und Grundlage reflektierter Intuition.

### Ausgewählte Publikationen

- Schiffer, E. (2001): Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfandung. Weinheim und Basel: Beltz
- Schiffer, E. & Schiffer, H. (2004): LernGesundheit. Lebensfreude und Lernfreude in der Schule und anderswo. Weinheim und Basel: Beltz
- Schiffer, E. (2008): Warum Tausendfüßler keine Vorschriften brauchen. Intuition. Wege aus einer normierten Lebenswelt. Weinheim und Basel: Beltz

12 Diese können auch fast deckungsgleich mit unseren „westlichen“ Beziehungsmodalitäten sein. Oftmals findet sich lediglich eine vergleichsweise ausgeprägtere Familienbindung.

13 Stand Ende Dezember 2015

14 Aber es gibt auch innerhalb unseres Kulturkreises bereits Milieuunterschiede, die beachtlich sind und nicht vernachlässigt werden sollten. Allerdings gibt es trotz dieser Unterschiede auch allgemein akzeptierte Spielregeln in unserem Kulturkreis wie zum Beispiel das Einzelgespräch in der ärztlichen Praxis und das Ritual der körperlichen Untersuchung einer Frau - zwar in Gegenwart einer weiblichen Praxishilfe aber ohne räumliche Präsenz des Ehemanns. Das aktuell für Flüchtlingsfamilien zu vermitteln, ist mehr oder minder ein „diplomatischer Hochseilakt“

15 Winnicott [1979] prägte den Begriff Zulliger [1952/1979] beschrieb schon 1952 ohne den Begriff therapeutische Phänomene, die man in Intermediärräumen findet. Schiffer [2001/2013 und 2014] beschreibt die Bedeutung der Intermediärräume im salutogenetischen Kontext.